

Schwerpunkt: Marcel Proust als Philosoph?

<https://doi.org/10.1515/dzph-2022-0016>

Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, die sogenannte *Recherche*, gilt als ein philosophisches Werk der Literatur; auch Proust selbst scheint diesen Anspruch erhoben zu haben.¹ Aber was bedeutet das eigentlich? Prousts Interesse an der Philosophie, insbesondere an der des Deutschen Idealismus und ihren Weiterentwicklungen, ist bekannt. Und keine Frage: In der *Recherche* werden eine Vielzahl originär philosophischer Themen – etwa das Problem der Wahrnehmung und Erfahrung, der Subjektivität, der Gesellschaft, der Darstellbarkeit von Denken und Empfinden, und nicht zuletzt: der Zeit und der Erinnerung – angesprochen, erörtert und performativ vermittelt. Eine ganze Reihe der feinsinnig präzisen Beschreibungen dieses Werkes eignen sich auch, von philosophischen Theorien aufgenommen und auf der Grundlage ihrer jeweiligen Methoden weiter entwickelt zu werden. Aber macht dies Prousts literarisches Werk schon zu einem philosophischen? Oder berauben diese philosophischen Vereinnahmungen es nicht vielmehr seiner eigentümlichen, spezifisch literarischen Kraft? Könnte es nicht gerade diese besondere literarische Kraft der Darstellungsform sein, die nicht nur die entscheidende Differenz zum philosophischen Argumentieren markiert, sondern selbst eine Einsicht eröffnet, die für die Philosophie von Bedeutung ist?

Die *Recherche* begnügt sich nicht damit, sensibel beobachtete Begebenheiten auf meisterhafte Art zu erzählen, so dass die philosophische Reflexion daraus ihre Beispiele wählen kann. Die Suche nach der verlorenen Zeit vollzieht sich vielmehr in anspruchsvollen Selbstreflexionen ihres Erzählers und in – ihm selbst erklärungsbedürftigen – Erlebnissen der unwillkürlichen Erinnerung, der *mémoire involontaire*. In diesen besonderen Erinnerungserlebnissen wird sich das erzählende Ich zugleich in zwei verschiedenen Gestalten gegenwärtig: einmal als das Ich, das sich erinnert, und einmal als jenes, an das sich das sich erinnernde Ich erinnert. Eine der Passagen der *Recherche*, in denen Proust die Struktur solcher Ereignisse analysiert, untersucht ein Erinnerungserlebnis des Erzählers Marcel zu Beginn seines zweiten Aufenthaltes in Balbec. Während er sich vorsichtig bückt, um die Schuhe auszuziehen, empfindet er eine körperliche Beklemmung in der Brust; und es ist die Analogie dieser besonderen Körperhal-

¹ Vgl. etwa Beistegui (2013); Bowie (1987); Carbone (2008a); Descombes (1987); Eckl (2013); Fraisse (2013); Fülöp (2012); Henry (1981); Link-Heer (1997); Peterson (2021).

tung und Empfindung, die ihn unwillkürlich in sein Ich des ersten Balbec-Aufenthaltes versetzt, dem in einer ähnlich beklemmenden Situation die damals noch lebende Großmutter zur Hilfe kam:

Das Wesen, das mir zu Hilfe kam, [...] war das gleiche, das mehrere Jahre zuvor in einem Augenblick gleicher Not und Einsamkeit [...] eingetreten war und mich mir wiedergegeben hatte, denn es war ich selbst und mehr als ich (wie ja das Gefäß mehr als der Inhalt ist) und brachte mir dieses mein Ich zurück [...] Und so, in einem wahnsinnigen Verlangen, mich in ihre Arme [der Großmutter] zu werfen, erfuhr ich erst jetzt, in diesem Augenblick, mehr als ein Jahr nach ihrer Beerdigung, auf Grund jenes Anachronismus, durch den so oft der Kalender der Tatsachen mit dem Kalender der Gefühle nicht zusammenfällt, dass sie gestorben war.²

Dieses simultane Gegenwärtigsein der verschiedenen Iche bei gleichzeitigem Bewusstsein ihrer Unterschiedenheit ist es, das es dem Erzähler möglich erscheinen lässt, der dauernd fortschreitenden, von Augenblick zu Augenblick ihn mit sich reißen den Zeit zu entgehen. Solchen unwillkürlichen Erlebnisse erlebt er als Befreiung seines Bewusstseins von der Bestimmung durch den „Kalender der Tatsachen“, von dem ihn mitreißen den Zeitstrom. Und wenn in dem von der Zeit weggezogenen Ich dann zugleich das Ich der Vergangenheit gegenwärtig ist, so scheint das erinnernde Ich damit seine Augenblicksdeterminiertheit zu überschreiten, sich seiner selbst sowie seiner Wirklichkeit bewusst zu werden, und sich auf diese Weise mit dem Ich, das es war, zusammen mit der Wirklichkeit, die das gewesene Ich empfunden hat, wieder zu verbinden. Doch diese scheinbar höchst individuellen Momente, die solche unwillkürlichen Erinnerungen eröffnen, präsentiert Proust als eine überindividuelle, allgemeingültige Struktur, deren Darstellung die Leser:innen auffordert, in gleicher Weise durch entsprechende Selbstreflexionen auf solche Erinnerungserlebnisse ihr je eigenes Ich und ihre je eigene Wirklichkeit, kurz: die verlorene Zeit wiederzugewinnen. Die komplexen Erinnerungserlebnisse müssen reflektiert werden, um sie sich verständlich zu machen, sei es in der Weise, wie es Proust getan hat, sei es im Rahmen einer Theorie. Doch wie verhält sich diese literarische Form des Untersuchens zur philosophischen Reflexion, zur Philosophie? Ist sie Philosophie? Oder ist sie doch „nur“ Literatur, ja, nur als Literatur möglich und muss und will daher auch Literatur bleiben?

Die Philosophie gilt als die Suche nach dem Allgemeinen. Sie fragt etwa danach, was eine Handlung, was das Wissen oder Erkennen, eine Entscheidung oder eine

² Proust (1999), 231.

Regierung, was Dinge und was das Leben, was natürlich und was künstlich ist, und: Sie fragt nach dem allgemeinen Formen und Strukturen dieser Gegenstände. Sie sucht nach dem Allgemeinen, aber nicht im Sinne der Merkmale, die dem Untersuchten gemeinsam sind; die philosophische Suche nach dem Allgemeinen ist nicht komparativ. Sondern die Philosophie sucht nach dem Allgemeinen, das etwas als eine Handlung, ein Erkennen, Entscheiden usw. ausmacht oder das sie zu einer Handlung, zum Wissen, Erkennen usw. macht. Das Allgemeine, nach dem die Philosophie sucht, die Formen, die sie aufweist, konstituieren das, was sie untersucht, als eine Handlung, ein Erkennen, Entscheiden. Das philosophisch untersuchte Allgemeine ist konstitutiv. Oder es ist ermöglichend: Es ist der Grund des Handelns, Erkennens, Entscheidens usw. Indem sie nach dem Allgemeinen sucht, begreift sie daher das von ihr Untersuchte – alles, was es gibt – so, dass es ist, was es ist, indem es ein Allgemeines realisiert, eine Form instantiiert und dadurch als das, was es ist, konstituiert. In der Sicht der Philosophie verwandelt sich die Welt in eine Vielfalt von Prozessen der Formrealisierung. Eine Frage, die die Philosophie darin immer mitstellt (und ganz unterschiedlich beantwortet), ist, ob sich diese vielfältigen Formen und Hinsichten des konstituierenden Allgemeinen irgendwie ordnen und systematisieren lassen: ob sie einen Zusammenhang bilden, der sich überblicken, gar von einem Zentrum aus strukturieren lässt, oder ob seine Vielfalt – jedenfalls für uns – unendlich ist und die Suche der Philosophie daher unendlich weitergehen kann und muss.

Die philosophische Suche nach dem Allgemeinen steht aber noch vor einer ganz anderen Frage. Das ist nicht die Frage nach ihrem Ende, dem möglichen oder unmöglichen System der Formen, sondern ihrem Anfang und Ausgangspunkt – die Frage nach ihrer Materie. Denn um nach den Formen fragen zu können, nach dem Allgemeinen, das etwas zu einer Handlung, einer Erkenntnis, einer Entscheidung o. Ä. macht, muss der Philosophie etwas gegeben sein, das sie untersucht: irgendeine Bewegung, für die sich die Frage nach der Handlung, irgendein geistiger Zustand, für den sich die Frage nach der Erkenntnis, irgendein Streben, für das sich die Frage nach der Entscheidung überhaupt sinnvoll stellen lässt – und an denen die vorgeschlagenen Bestimmungen überprüft werden können. Oder aber die Philosophie beginnt, wenn sie diesem phänomenologischen Einsatzpunkt misstraut, mit einer Äußerung, die etwas als eine Handlung, eine Erkenntnis, eine Entscheidung identifiziert und reklamiert – so wie Sokrates und Wittgenstein anfangen, wenn sie danach fragen, was damit gemeint ist (und wie es sich rechtfertigen lässt), dass jemand sagt: Ich handle, erkenne, entscheide. Dieses, das der Philosophie in ihrer Suche nach dem Allgemeinen als Material gegeben ist, ist aber etwas Besonderes. Ohne sich auf Besonderes zu beziehen (und immer wieder zurückzubeziehen), kann die philosophische Untersuchung des Allgemeinen weder anfangen noch durchgeführt werden. Die phi-

losophische Suche nach dem Allgemeinen muss daher mit einer Beschreibung oder Erzählung des Besonderen beginnen. Ihre Suche nach dem Allgemeinen ist zugleich eine permanente Um- und Neubeschreibung des Besonderen, mit dem sie angefangen hat.

Damit stellt sich die Frage, wie der Philosophie das Besondere *gegeben* ist, mit dessen Untersuchung sie einsetzt (um darüber hinauszugehen). Es gibt Weisen des philosophischen Untersuchens, die diese Frage überspringen wollen. Sie fangen mit Beispielen, kleinen Szenen an, die sie als schlechterdings evident präsentieren. Weder ihre Auswahl noch ihre Darstellung scheint fraglich: Es ist doch klar, dass *dies* eine Handlung, Erkenntnis, Entscheidung ist. Aber ebenso klar ist, dass in dieser Identifikation des Materials der Untersuchung – des Beispiels, des Falls – die Begriffe, die allererst geklärt werden sollen, bereits zuvor zum Einsatz kommen: Bevor sie philosophisch geklärt worden sind, sind sie schon vorphilosophisch da und wirksam. Es besteht die Gefahr, dass die Philosophie sich in einem Spiegelkabinett einrichtet, in dem sie im Lichte ihrer Vorbegriffe Fälle auswählt und sich herrichtet, die ihr dann jene Vorbegriffe als allgemeine Formen und Strukturen belegen sollen.

Um aus diesem Spiegelkabinett auszubrechen und seine Fenster und Türen zu öffnen, wendet sich die Philosophie manchmal an die Literatur: Die Literatur soll ihr die Beschreibungen des Handelns oder Erkennens oder Entscheidens usw. liefern, die die Philosophie sodann auf die allgemeinen Formen hin, die es ermöglichen und ausmachen, untersuchen kann. Die Literatur ist hier die Antwort auf die Frage, wie der Philosophie das gegeben ist, das sie untersuchen will. Sie gibt sich dieses Material nicht selbst, sondern lässt es sich von der Literatur geben. Die Philosophie und die Literatur wirken hier arbeitsteilig zusammen: Die Literatur ist für das Besondere zuständig, die Philosophie für das Allgemeine. Die Literatur erzählt und beschreibt, die Philosophie denkt. Die Literatur liefert das Material, dessen Formen und Begriffe die Philosophie untersucht.

Kann das aber eine Lösung des Problems sein? Oder wiederholt das Problem sich darin nur in neuer, vielleicht sogar verschärfter Form? Wenn die Literatur der Philosophie die Beschreibungen liefern soll, mit der die Philosophie ihre Untersuchung des Allgemeinen, der konstituierenden Formen und Regeln beginnen kann, dann muss das Material, das die Literatur der Philosophie bereitstellt, dafür geeignet sein. Es muss also selbst schon durch die Begriffe, um die es der Philosophie geht, geformt – es muss philosophisch präformiert sein: Es müssen Darstellungen vom Handeln, Erkennen, Entscheiden usw. sein – von dem also, was die Philosophie interessiert. Aber ist es das, was die Literatur tut und bietet? Liefert sie uns *Fälle* des Handelns, Erkennens, Entscheidens? Oder ist es im Gegenteil so, dass in der literarischen Darstellung zunehmend unklar wird, worum es sich bei dem Dargestellten überhaupt handelt – unter welche der Begriffe, mit denen

die Philosophie dann arbeiten wird, es passt? Dass also die Literatur vielleicht gerade darin das Leben nachahmt, dass es sich nicht begrifflich identifizieren lässt? So dass die Literatur uns nicht – anschauliche, eindeutige, evidente – Fälle jener protophilosophischen Begriffe bietet, deren allgemeine Bestimmung die Philosophie anstrebt, sondern vielmehr die vielfältigen, immer wieder neu einsetzenden, nie endenden Bewegungen vorführt, in denen wir das Leben auf den Begriff zu bringen versuchen.

Wenn es aber dies ist, das die Literatur tut – was eine Darstellung zu einer literarischen macht –, steht sie nicht mehr arbeitsteilig neben der Philosophie. Sie liefert nicht die Anschauung, das Material, für das philosophische Denken und Untersuchen. Sondern die Literatur ist selbst eine Weise des Untersuchens; sie untersucht die Verfertigung von Mustern, Begriffen und Formen, in denen wir das Leben darzustellen versuchen. Und dann stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Philosophie und Literatur anders: Wie verhält sich das Untersuchen – das Denken –, das die Literatur selbst betreibt und *ist*, zu dem der Philosophie? Ist das eine dem anderen Untersuchen überlegen, komplementär oder gegenläufig? Können die Literatur und die Philosophie zu einer anderen, höherstufigen, weil komplexeren Zusammenarbeit gelangen? Oder setzen sie ihren „alten Streit“ (von dem Platon spricht) fort, weil beide Weisen des Denkens sind und daher den Anspruch erheben, die Wahrheit zu sagen?

Robert Pippin untersucht in seinem Beitrag den engen Zusammenhang von Liebe und Eifersucht und fragt insbesondere nach der Funktion, die Liebe und Eifersucht für die Selbsterkenntnis der liebenden und für die Erkenntnis der geliebten Person haben. Pippin prüft dabei, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen Prousts diesbezügliche Einsichten als „theoretische“ gelten können, obwohl sie in einem fiktionalen Werk vorgetragen werden. Aber auch wenn dies nicht der Fall ist, besteht in der Erschließung dieser „epistemologischen Dimension“ der Liebe, die sich in der Eifersucht zeigt, nach Pippin die eigentümlich „allgemeine Bedeutung“ – eine Bedeutung ohne (theoretische) Verallgemeinerung –, die Prousts Erzählung hat. Sie zeigt uns etwas über die Form unseres Wissens, das sich nur so zeigen kann.

Der Beitrag von Martin Seel geht den vielen „philosophieaffinen Sätzen und Passagen“ in der *Recherche* nach, in denen sich der literarische Text immer wieder zu allgemeinen, ja, theoretischen Einsichten in eine Sache – und sei es seine eigene, die Sache der Literatur: was es heißt, einen Roman zu schreiben – zusammenzuziehen scheint. Wie Seel zeigt, halten diese Prousts Roman zugeschriebenen, ja auch die von ihm selbst beanspruchten Einsichten einer genauen Lektüre nicht stand: Der Text des Romans öffnet sich auf Fragen und Vieldeutigkeiten, die seine Gewissheiten in Frage stellen – eingeschlossen die Gewissheit

dieser Fragwürdigkeit und Vieldeutigkeit. Proust selbst, so Seels These, bringt damit eine „Theorieskepsis“ zum Ausdruck, die die Möglichkeit eröffnet, „sich auf ungesicherte Denkwege führen zu lassen“.

Katrin Wille tritt in ihrer Lektüre der *Recherche* dafür ein, Prousts ästhetisches Verfahren für die Philosophie, und zwar im Sinne einer ästhetischen Praxis, fruchtbar zu machen. Der Ausdruck „ästhetisch“ verweist dabei auf die konstitutive Rolle gerade von Empfindungen, Wahrnehmungen und Sinnlichkeit auch für die Praxis des Philosophierens. In Prousts Beschreibungen können durch ein „empfindendes Denken“ verschiedene Formen der Bezugnahme zugänglich gemacht werden. Es zeichnet sich, wie Wille herausarbeitet, dadurch aus, dass es die Verschränkung von Besonderem und Allgemeinem in der Form detaillierter Beschreibung von Empfindungen und als reflexiv-theoretische Einsichten herausstellt und in seiner Exemplarizität sichtbar macht. Die philosophische Praxisform des Beschreibens wird dabei im Rückbezug auf Proust als ein unerlässliches Element der Philosophie als ästhetischer Praxis entwickelt.

Kontakt: Christoph Menke, christoph.menke@normativeorders.net;
Andrea Esser, andrea.esser@uni-jena.de

Literatur

- Beistegui, M. de (2013), *Proust as Philosopher: The Art of Metaphor*, London u. a.
- Bowie, M. (1987), *Freud, Proust, and Lacan: Theory as Fiction*, Cambridge.
- Carbone, M. (2008a), *Proust et la philosophie aujourd'hui*, Pisa.
- Descombes, V. (1987), *Proust. Philosophie du roman*, Paris.
- Eckl, A. (2013), Ein Zugang zum philosophischen Werk von Wolfgang Marx. Kurzvortrag anlässlich der Eröffnung der Marx-Bibliothek in der Kueser Akademie für Europäische Geistesgeschichte (13.7.2013), URL: <http://wolfgang-marx.eu/nachklangandreseckl.html> (11.2.2022).
- Fraisse, L. (2013), *L'éclectisme philosophique de Marcel Proust*, Paris.
- Fülöp, E. (2012), *Proust, the One, and the Many*, Oxford.
- Henry, A. (1981), *Marcel Proust: Theories pour une esthétique*, Paris.
- Link-Heer, U. (Hg.) (1997), *Proust und die Philosophie*, Frankfurt am Main.
- Peterson, J. (2021), *Marcel Proust und Tacitus*, Berlin.
- Proust, M. (1999), *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 4: Sodom und Gomorra*, Frankfurt am Main.